Gruß an Berger.

Von

Hermann Bahr.

Ich bin um meine Meinung über Baron Berger gefragt worden. Gerade jetzt habe, wer irgend am Burgtheater teilnimmt, die Pflicht, sich zu Berger zu stellen: um ihn entweder, wenn er ihn für den Rechten hält, nach Kräften zu helfen oder aber auch wenn er an ihm zweifelt, um noch zur rechten Zeit vor ihm zu warnen, damit nicht wieder Jahre vergeudet werden. Und so wundert men sich, warum ich so lange schweige.

Ich habe mir seit Jahren meine Meinung über Berger gemacht und es wäre mir ein Vergnügen, sie zu sagen. Ich bin keiner, der Menschen schulmeistert, sondern sie, wie sie aus der Mühle Gottes kommen, hinzunehmen und sie mir gelassen anzusehen, ist mein Sinn. Und Berger anzusehen, steht auch schon dafür. Er macht eine gute Figur; ich verstehe die Passion, mit der ihn Liebermann gemalt hat, und es könnte mich reizen, einmal ebenso unverschämt zu sein. Eine gute Figur; und eine durch und durch österreichische noch dazu. Ein besseres Beispiel der alten Oesterreicher Art kann man sich kaum wünschen, ein ganzer Kurs unserer Vergangenheit ist in dieser vielseitigen Erscheinung enthalten. Wir in Oesterreich sind ja meistens entweder Juden oder klerikal, er aber erhebt sich darüber, indem er beides ist, in einer höchst reizvollen Mischung; und so scheint, während die anderen doch immer nur eine Hälfte sind, hier einmal ein Exemplar des ganzen Oesterreichers gelungen. Ihm selbst ist nicht immer ganz wohl dabei und um sich zu retten oder vielleicht eher um sich zu entsliehen, gibt er sich dann zuweilen einem etwas gewaltsamen Natursinn hin, der er in den oberösterreichischen Bergen schwelgt (wir Oberösterreicher selbst schwelgen nicht darin, wir haben sie). Auch das ist echt; zwischen Vormärz und Ischl war immer schon irgendeine geheimnisvolle Verbindung (so wenig man sich eigentlich Bäuerle Gemsen jagend recht vorstellen kann). Hat er sich dann aber einige Zeit so mit Bauernluft recht angefüllt, so kehrt er doch immer gern wieder ins städtische Wesen zurück, das auch seinem beweglich handelnden Geiste vielleicht natürlicher ist. Hier ist er am rechten Ort, die städtische Hast behagt ihm, das Wechselnde, das Unstete, das Verwirrende des städtischen Treibens schreckt ihn nicht ab, er besteht nicht darauf, ihn Klaren zu sischen. Und der vollkommene Oesterreicher, von der angestammten alten Art, wäre doch auch unkomplett ohne die Neigung, überall was anzuzetteln, dem Glück gern ein wenig nachzuhelfen und in kleinen Ränken nicht gleich zu verzagen, im Gegenteil; und ohne die Altwiener Ueberzeugung, auf dem geraden Wege gehe nichts. So heimisch weht es einen aus seiner dubiosen Gestalt an, mit ihrer ein bißchen muffelnden Luft der fünfziger Jahre! Und es könnte mich schon reizen, einmal diesen getauften Biedermeier Machiavell zu schildern, der nun auch noch in freien Stunden etwas zu viel Shakespeare gelesen und dadurch das Gefühl für seine eigenen Maße verloren hat. Es könnte mich schon reizen, gerade weil es gar nicht leicht ist, denn viele Züge kreuzen sich in ihm, er kann einen täuschen, auch wenn er es einmal vielleicht gar nicht will, und so fühlt man sich oft im Urteil verwirrt und weiß schließlich sicher nur, daß man ihn nicht über den Weg trauen kann.

Aber um dies alles handelt es sich gar nicht. Mag ich ihn recht oder falsch sehen, das kümmert mich jetzt nichts. Es ist schließlich eine andere Frage, ob jemand meine Schwester heiraten, eine andere, ob er ein Theater leiten soll. Ich fürchte, wir in Wien trennen diese beiden Fragen nicht immer genug. Es handelt sich jetzt gar nicht darum, ob Berger verdient, einmal in den Plutarch zu kommen. (Auch bleibt es ungewiß, ob einer, der verdient, in den Plutarch zu kommen, überhaupt beim Theater möglich wäre.) Es handelt sich jetzt bloß darum, das Burgtheater aus dem Dreck zu ziehen. Er kommt herbeigesprungen und will es wagen. Also laßt's ihn doch versuchen! Und gebt ihm Zeit! Und besorgt ihm nicht, wenn's ihm mißlingt, noch schon im voraus wieder die Ausrede, unser Widerstand nur sei schuld! Ja noch mehr: Helft ihm! Wenn's in meinem Hause brennt, frag' ich erst nicht, wer es ist, der löschen kommt. Das einzige ist jetzt: Das Burgtheater muß aus dem Dreck! Laßt ihn zeigen, ob er es herausbringt! Stört ihn nicht, während er mit beiden Händen hineingreift! Wird's ihm gelungen sein, dann mögen wir verlangen, daß er sie sich wäscht. Jetzt aber laßt ihn, ja helft ihm, so viel nur jeder von euch kann! Die Sache will's. Seid einmal unwienerisch und fragt um die Sache, nicht um die Person! Macht er's ungeschickt, so zeigt ihm, wie er's besser machen soll, aber geht ihm das Gefühl, daß man ihm hilft! Vergeßt eure Meinungen über ihn so lange, die guten und die schlechten und die schlimmsten: die nicht guten und nicht schlechten, und stellt euch in Bereitschaft für ihn, das Burgtheater muß aus dem Dreck!

Man muß Berger jetzt Courage machen. Er braucht sie, wenn er was ausrichten soll. Er braucht sie vor allem nach oben (und ich vermute, daß er gerade die nicht hat, wenn man ihm nicht sehr nachhilft). Denn das Erste ist, daß man in den Hofkreisen endlich Sinn für Oesterreichs geistiges Prestige kriegt. Was würde man sagen, wenn ein Oesterreicher ein neues Modell für Kriegsschiffe erfunden hätte, das nun in einer österreichischen Fabrik für alle Staaten ausgeführt würde, nur für Oesterreich nicht? Dies ist undenkbar, weil man in den Hofkreisen Sinn für das navale Prestige hat. Daß aber Olbrich in Hessen und am Rhein gebaut hat, Czeschka und Luksch in Hamburg schaffen, Orlik in Berlin, Mahler in Amerika, Mottl in München, Richter in London, daß die Destinn in Amerika singt, Slezak auch, die Kurz in Frankreich und Rußland, die Faßbender in München, daß Reinhardt in Berlin wirkt und Kainz in der ganzen Welt, und daß so (von Gelehrten gar nicht erst zu reden, die Liste wäre zu lang) russischer und französischer und englischer und amerikanischer und Münchener und Hamburger und hessischer und Berliner Ruhm mit österreichischen Kräften bestritten wird, und daß es eine Schande für uns ist, nur noch der Dünger fürs Ausland zu sein, das müßte man nach und nach in Hofkreisen zur gelegentlichen Beachtung empfehlen und dort eine patriotische Stimmung machen. Niemand ist dazu näher als der Burgtheaterdirektor. Er muß nur die Courage haben, davon einmal mit seiner vorgesetzten Behörde zu reden. Denn alles kommt ja bloß daher, daß bei uns die vorgesetzte Behörde manches nicht weiß. Als Burckhard ihr den Kainz zum Engagement vorschlug, wußte sie nicht, wer das wäre, und Burckhard hat ihr erst sagen müssen, daß das ein begabter Schauspieler ist. Man muß ihr manches erst sagen. Und da das nicht immer so leicht ist und nicht immer so schnell geht, ist es notwendig, dem Burgtheaterdirektor Courage zu machen und Zeit dazu zu lassen. Eine heiße Liebe zu ihm aber ist deswegen nicht notwendig, glaub ich.

Hat der Burgtheaterdirektor mit der Zeit die vorgesetzte Behörde behutsam an den Gedanken gewöhnt, aus dem Burgtheater wieder etwas zu machen, so wird er sich dann aber auch überlegen müssen, wie das etwa geschehen könnte. Ein paar gute Vorstellungen tun's nicht. Auch neue Stücke nicht, die ihm vielleicht das Glück bescheert. Auch dieses oder jenes Engagement nicht, das man dem Burgtheater längst gewünscht hat, wie das des vortrefflichen Balajthy, der in jeder anderen Stadt schon seit zehn Jahren an erster Stelle stünde, oder das des heimkehrenden Heine, der schon durch den Pulvergeruch seines ganzen Wesens in der angeräuerten Altjungfernluft des Burgtheaters wohltun wird. Aber es gilt mehr. Ob das Burgtheater vielleicht doch wieder ein bißchen besser oder am Ende sogar noch schlechter wird, ist wirklich gleichgültig. Es geht um mehr. Das Burgtheater muß wieder werden, was es seit Burckhards infamer Vertreibung nicht mehr gewesen ist: ein Theater, das seinen eigenen Platz für sich in Europa hat.

Burckhard hat Ibsen und Hauptmann und das junge Wien ins Burgtheater gebracht. Ibsen und Hauptmann und das junge Wien, das war damals die neue Generation. Sie stand überall draußen, ihr Recht verlangend. Und da ließ sie Burckhard in das alte Burgtheater ein. Damit war sie sozusagen erst legitimiert, mündig gesprochen, für reif erklärt. Und überall auf der ganzen deutschen Erde sah man damals auf den großen Zeiger dieser alten Uhr hin und alle horchten auf, als sie mit ihrem tiefen alten Klang die neue Zeit schlug. Und dann hat Burckhard, zuerst in einem großen Theater, das Experiment des neuen Stils in der Schauspielkunst gemacht, das bis dahin nur in freien Bühnen und Matineen abseits gewagt worden war. Nach Burckhard aber hat sich im Burgtheater nichts Wichtiges mehr begeben, nichts, wodurch irgend etwas in der deutschen Entwicklung bestimmt worden wäre. Nach Burckhard ist alle Entwicklung des deutschen Theaters durch Berlin bestimmt worden, durch Brahm und Reinhardt. Und die Frage ist nun, ob sich das Burgtheater auch ferner bescheiden soll, eine Provinz des Berliner Geschmacks zu sein und im besten Fall dasselbe wie Brahm und Reinhardt fast ebenso gut zu tun. Und wenn dies unserem österreichischen Ehrgeiz vielleicht doch nicht mehr ganz genügt, die zweite Frage, was denn sonst also das Burgtheater beginnen soll, um wieder, wie damals unter Burckhard, auf eigenem Grund zu stehen.

Nun, ich sehe kaum eine Möglichkeit für das Burgtheater, die deutsche Entwicklung noch einzuholen, und sehe keine, wieder an ihre Spitze zu kommen. Der Ehrgeiz der Berliner ist zu groß. Und er ist zu stark, er hat die ganze politische und wirtschaftliche Macht des Reiches hinter sich. Ich glaube nicht, daß wir das Berliner Tempo halten können; wenn wir uns noch so sehr beeilen, es wird uns der Atem ausgehen, sie haben bessere Lungen als wir, sie werden uns doch immer um vierzehn Tage voraus sein. Auch hätten wir es nicht bloß mit Berlin zu tun, sondern mit den vielen deutschen Städten, die in den letzten fünf, sechs Jahren eine ganz merkwürdige Theaterkultur erreicht haben. Ich sah neulich in Mannheim (150.000 Einwohner) eine Aufführung von „Carmen“ (von Hagemann inszeniert, von Bodanski, auch einem solchen auf Wanderschaft vertriebenen Oesterreicher, dirigiert), so künstlerisch, so neu, so durchaus in dramatische Gegenwart übersetzt, wie wir in Wien, seit Mahler fort ist, nichts mehr haben. Und das Düsseldorfer Schauspielhaus hat Vorstellungen, mit denen es sich nach Paris wagen könnte; womit sollten wir nach Paris gehen? Was Berlin in seiner produktiven Ungeduld an Anregungen schafft und wie dies dann sogleich in allen Städten, durch das ganze große Reich hin, mit diesem steten deutschen Ernst verarbeitet wird — nein, ich glaube nicht, daß wir dagegen aufkommen können.

Wenn das Burgtheater wieder seinen eigenen Platz in der Welt haben will, der wird nicht mehr in der deutschen Entwicklung zu finden sein; da ist schon alles besetzt. Dem Burgtheater bleibt nur eines: es versuche doch, was noch nie versucht worden ist, es versuche, ein österreichisches Theater zu sein. Keiner kann sagen, was österreichisch ist, aber wir wissen doch alle, was das Wort meint. Wenn ich mit klugen Leuten in Deutschland über die Stücke und Romane Burckhards spreche, antworten sie mir immer: „Wir spüren auch, daß hier etwas sehr Lebendiges mit großem Ernst und mit großer Kraft ausgedrückt wird, aber es bleibt uns fremd, es ist zu österreichisch für uns!“ Oder um noch einen zu nennen, einen, der auf einer anderen Seite des Nebens steht als Burckhard: auch Richard Kralik kann von Deutschen nicht mitgefühlt werden. Ich hinwieder, dem Kralik geistig ganz fremd ist, fühle mich ihm noch im tiefsten Widerspruch doch irgendwie geheimnisvoll verwandt. Beiden, die sich so gar nicht gleichen, ist irgend etwas gemein, was es ihnen erschwert, draußen unmittelbar zu wirken. Da nun aber der Oesterreicher gegen alles unstatthaft ist, was sich nicht ausweisen kann, vorher draußen gewirkt zu haben, wirkt, was draußen nicht wirkt, weil es zu österreichisch ist, in Oesterreich dann deshalb nicht, weil es draußen nicht gewirkt hat. Und so haben wir mehr Autoren, als man denkt, die nur deshalb bei uns nicht gespielt werden, weil sie draußen noch nicht gespielt worden sind, dies aber wieder nur deshalb nicht, weil sie zu österreichisch sind. Der große Dichter Franz Kranewitter ist ein Beispiel, Robert Michel ein anderes. Unter den deutschen Oesterreichern gibt's eine Menge. Und nun gar erst unter den Slawen (deren Vermittler mit der deutschen Kultur wir doch zu sein hätten, wenn wir überhaupt noch irgend etwas zu sein haben) — Vostovich, Begovic, die Mrštiks, Viktor Dyk, Kvapil, Jirasek, Simacek, Jaroslav Hilbert! Wenn wir, statt Berlin nachzulaufen, dem wir doch nicht mehr nachkommen

---

Hause kam und sah, daß ihr Mann tot sei, hörte sie sogleich zu weinen auf, strich sich die Haare zurecht, bekleidete sich mit ihrem Sonntagsstaat, als wolle sie aufs neue davongehen, und legte sich zu dem Entseelten. Noch in derselben Nacht erlosch auch sie.

Thaddäus Frenzel hörte diese Erzählung von dem Ende seiner Eltern und wie es einem Manne geziemt, der dem Tode so oft nahe gekommen ist, rührte sich wenig in seinem Gesicht. Nur bei der Erwähnung der Hartherzigkeit der Bauern spielte ein böses Lächeln um seinen Mund. Den Winter über verhielt er sich ruhig in dem kleinem Stübchen der Schenke, das er gemietet hatte. Gegen das Frühjahr hin, schloß er in aller Stille den Kauf einer der größten Wirtschaften Märzbachs ab, deren breite Feldflur sich noch über die Höhe der Lehne hinzog und zählte den ganzen Betrag bar auf. Im Mai desselben Jahres begann er den Bau des Hofes an der Stelle, über der die rätselhafte Feuerkugel einst in leuchtenden Samen zerstoben war. Die alten Gebäude im Dorf aber wurden abgebrochen. Hatte sich schon bei der Kunde vom Kauf des großen Gutes in Märzbach und Röderheide der Neid in allerhand boshaften Mutmaßungen über den Erwerb des Reichtums Luft gemacht, so steigerte sich die Scheelsucht zu abenteuerlichen Gerüchten, als Thaddäus Frenzel, der Webersohn, auf der Höhe einen Hof errichten ließ, der in der Weitläufigkeit und Eigentümlichkeit der Anlage alles hinter sich ließ, was in jener Gegend Gewohnheit war.

Geil wie Schilf, gleichsam über Nacht, schoß das Gebäude in die Höhe und indem die Leute noch ihre Mäuler zum Spott über zu erwartende Torheiten spitzten, waren die Mauern ringsum bis ans Dach gefahren. Die traditionelle Faulheit der Arbeiter verwandelte sich unter dem ruhigen, unerbittlichen Auge Frenzels in fieberhafte Tätigkeit und manch einem unter den Maurern selbst schien es unbegreiflich, daß der Bau nicht durch natürliche Kräfte gefördert werde. Sah man nicht den Franzosenkrauzel, nachdem die Bauleute sich längst nach Märzbach oder Röderheide hinunter zerstreut hatten, täglich, oft bis die Sterne an den Himmel traten, in stummer Versunkenheit auf dem Gemäuer sitzen oder erregt hin und her schreiten, als jage ihn ein böser Geist, oder stand er nicht gar einmal auf der höchsten Zinne des Baues, hart am Rand, in einer solch verwegen-wilden Gerechtheit, daß es kein Wunder war, wenn die abergläubischen Bauern sich immer hartnäckiger in den Glauben verstrickten, Thaddäus habe sich dem Teufel verschrieben. Nachdem dies Wort erst einmal gefallen war, belebte sich der Bau für die Augen der Umwohner zur Nacht mit allerhand Ungeheuerlichkeiten. Man sah in den Nebeln der Mondnacht höllische Geister um die Mauern wogen, hörte durch das Klagen des Windes das Winseln oder Gelächter ewiger Verruchtheit und die schlaflosen Greise vernahmen in der Finsternis manchmal ein Wagenknarren, Peitschenknallen und greulich Fluchen hoch durch die Lüfte fahren. Niemand bezweifelte es nun auch mehr, daß Frenzel den Gefallenen auf dem Schlachtfelde die Börsen geraubt und den Toten die Finger von der Hand geschnitten hatte, um der Ringe habhaft zu werden. Auf diese Weise war der rätselhafte, unerschöpfliche Reichtum erklärt, über den Thaddäus Frenzel zu verfügen schien.

Als die ersten Blätterbüschel der Linden zu vergilben anfingen, kalkte der Dachdecker den letzten Reiter auf dem First des Hofes ein. Trutzlich wie eine Burg lag das Gebäudeviereck in der Höhe. Das Wohnhaus strebte wuchtig wie ein Turm über die Wirtschaftsgebäude hinaus, ein finsteres Spähen lugte aus seinen Fenstern; die spöttigen Auswüchse der Giebel sahen aus wie böser Uebermut. Am meisten aufgebracht war man über rätselhafte Zeichen, die in einer Art Wappenschild über dem Schlußstein des Torbogens eingelassen waren, über der Haustür und hoch am Giebel wiederkehrten. Auf himmelblauem Grunde schwebten drei goldene Kugeln. In jener Zeit wußte noch niemand den eigentlichen Sinn dieser Darstellung, und man erklärte sie sich leicht als das Wappen des Teufelsordens der Freimaurer.

Auf diese Weise schloß sich in den Seelen der Bauern der Kreis. Man erkannte in dem unbegreiflichen Aufstieg des Webersohnes und seiner so ganz anders gearteten Wesenheit nicht mehr die trotzige Verirrung eines Menschenlebens, die irgendwann, durch Stöße oder Unglück geläutert, in die Bahn der anderen zurückgeführt werden konnte, sondern er war vom Anbeginn in das Triebwerk böser Mächte geraten. Die anfängliche, leidenschaftliche Empörung der Leute schlug deshalb in eine von Furcht und Schrecken bis in die Gebärde liebenswürdiger Gefälligkeit hinein gedämpfte Benachtung um.

Thaddäus, dem die Feuersamen nicht bloß über der Torfahrt und am Giebel schwebten, dem ein Feuchtigkeitsglühen fortwährend den Willen in hoher Spannung hielt, merkte kaum etwas von der Veränderung in seiner Umwelt oder gab als Angeborener und Kampfgehärteter, die beide die Masken des Tages und die Grimassen der Menge verachten gelernt haben, wenig auf das Schleichen geheimer Böswilligkeit und tröstete sich wohl damit, daß der Hause nichts als eine Glocke sei, mit der bald Sturm, bald Frieden geläutet werden könne.

Er füllte die Schuppen mit dem nötigen Wirtschaftsgerät, die Ställe mit Vieh und siedelte sich in dem höchsten Zimmer seines Wohnhauses unter dem Dache inmitten karger Behaglichkeit an. So lebte er einige Jahre zurückgezogen, nur der Einarbeitung in einem ungewohnten Beruf hingegeben und erntete die Freude, daß sein Fleiß, seine Ausdauer und nicht zum wenigsten sein anschlägiger Kopf, unausbleibliche kleine Fehlschläge abgerechnet, den Wohlstand förderten und das Vertrauen in seine Kraft sicherten.

Fünf Jahre blieb er allein. Dann merkte er, daß ein Bauernhof ohne Bäuerin ein Leib mit einem Beine sei, und versuchte, um zu einer Frau zu kommen, Beziehungen mit den Besitzern seines Dorfes und der Umgegend anzuknüpfen. Er begegnete allenthalben eisiger Zurückhaltung, verhaltenem Spott oder offener Ablehnung. Kurz entschlossen, machte er seine Magd zur Bäuerin, ein schwarzlockiges, fröhliches Wesen, das blutarm und bildhübsch war. So wenig ihre freie, etwas fürwitzige Eigenart zu seinem schweigsamen, vertieften Gemüt zu stimmen schien, er hob das Mädchen zu sich ins Bett.

Schon im ersten Jahre gebar sie ihm den Stammhalter, dem er den Namen seines Vaters Franziskus gab.

Nach jenem erfreulichen Ereignis löste sich ein wenig die rücksichtslose Anspannung der Kräfte in dem wortkargen Manne. Ohne an seiner Entschiedenheit das geringste einzubüßen, kam ein leichtes Zurücklehnen in einen sonnigen Schimmer über ihn, das als geduldiges, leises Warten verborgen in seiner Seele geblüht hatte. Es gab Augenblicke, wenn er sich über die Wiege des Kleinen lehnte oder im Frühling einsam an den Feldern hinschritt, in denen alles Herbe seines Gesichts in sonniges Leuchten aufgelöst war. Blieb sein Leben wie bisher in sich zurückgezogen und weihte er auch sein Weib in die Verborgenheiten seiner Seele nicht ein, sie schien nichts zu entbehren, und diese etwas ferne Güte bekümmerte sie offenbar wenig. Ihr unermüdlicher Fleiß griff überall zu, ihren lebhaften schwarzen Augen entging nichts. Obwohl dieselbe leidenschaftliche Fröhlichkeit sie schmückte wie früher, wußte sie den Dienstboten gegenüber den gehörigen Abstand zu wahren. Insonderheit die beiden Knechte regierte sie mit einem Blick. Denn sie schonte sich nicht und kannte vor allem nicht den Dünkel der Heraufgekommenen. Ja, in ihrer Arbeitsstapferkeit tat sie manchmal zu viel und griff bei Beschäftigungen zu, die eigentlich nur Sache der Männer waren. Einmal bemerkte Thaddäus vom Fenster aus sogar, wie sie draußen weit im Felde einem jungen Knecht trotz seines Sträubens den Pflug entriß und nun sicher und untadelig gerade das Eisen durch den

werden, spielten, was draußen als zu österreichisch nicht gespielt wird, so müßten wir wenigstens, wozu das Burgtheater subventioniert wird.

Aber Berger mag es anders versuchen. Ich habe bloß mich selbst und andere ermahnen wollen, Geduld mit ihm zu haben. Zeigt er nur irgendeinen Willen, so hat er schon unsere Hilfe verdient. Die Sache will's! Irgend etwas wollen und irgend etwas können, mehr wird zunächst von ihm gar nicht verlangt, wir sind ja nicht verwöhnt. Und wenn er sich dann nebenher beim Theater auch ein bißchen amüsieren will, in seiner Art, das wird man ihm schon gönnen dürfen.

Wien.

Aus der Erinnerung

von

Herbert Eulenberg

Ich sehe mich noch, an einem frühen Märzmorgen Abschied nehmen von Wien. Die Sonne war eben aufgegangen. Man sah sie noch nicht hinter den Häusern. Nur an den Zinnen und Kuppen oben glänzte sie hell. Und der griechische Giebel des Palamentgebäudes strahlte purpurn im Morgenrot, das von der Lanze der Athene vor ihm über den Ring blitzte. Dies war der letzte starke Eindruck, den ich von Wien mitnahm. Die Frühlingsmorgensonne oben an den Dächern und Spitzen dieser einzigen Stadt. Und ich mußte hinterher auf einsamer Fahrt oft an Ovid denken, der in einer ganz anderen Stimmung das säulen- und tempelgeschmückte Rom verlassen mußte, als das Wagengespann über dem erleuchteten, funkelnden Forum hing und die Freunde ihn weinend zu dem Schiffe geleiteten, das ihn nach Tomi in die ferne Verbannung trug.

Wenn ich nach dem Beiwort suchen soll, das Wien nach meiner Ansicht zunächst und am besten kennzeichnet, so würde ich sagen, daß es die deutscheste Stadt ist, die ich je kennen gelernt habe. Wir denken uns immer im Deutschen Reich nach den politischen Streitigkeiten in Oesterreich, von denen man liest oder hört, daß auf den Straßen Wiens Kroatisch und Ungarisch und Tschechisch durcheinander gesprochen würde, und daß es um den Sprachenturm nicht anders zuginge wie um den Turm zu Babel, als der Herr hernieder fuhr und ihre Sprache daselbst verwirrte, daß keiner des anderen Sprache vernehmen konnte. Wie erstaunt ist man nun, wenn man in Wien weniger fremde Zungen vernimmt, als in irgendeiner anderen heutigen Großstadt, wenn alles vom Kind zum Kellner dort Deutsch redet, wenn einen die Häuser und Gassen da mit dem biedersten deutschen Gesicht wie Freunde und Landsleute anguckeu! Wenn man alten Namen und Worten begegnet, die uns wie aus einer ehemaligen Chronik, einem gereimten Schelmenroman des Mittelalters oder der Gottsched-Zeit oder aus einem welken Gedichtbuch gesprungen vorkommen. Das Wort „Mezzanin", das man freilich verwundert in jedem Hause und auf jeder Stiege findet, ist fast das einzige fremde ausländische Wort, über das ich in Wien gestolpert bin. Es ward mir später dahin erklärt, daß durch dieses Wort eine Baupolizeivorschrift glücklich umgangen würde, die eine bestimmte Stockwerkanzahl für die Häuser Wiens vorschriebe, und daß man es am besten mit dem „allen ehrlichen" Wort „Schwindel" ins Deutsche übersetzen müsse. Was sich freilich in unserer „armen und plumpen Sprak", über die schon Riccaut de la Marlinière, der erste liebenswürdige Schwindler auf unserer Bühne, sich entrüstete, viel härter und unliebenswürdiger ausnimmt als das welsche, in schönen Vokalen klingende „Mezzanin".

Nur noch bei einer andern Gelegenheit klangen mir fremde und undeutsche Worte in Wien in die Ohren. Das war bei einem flüchtigen Besuch des Nachtlebens, auf das man neuerdings in den Wiener Gasthöfen Fremden gegenüber sehr stolz zu sein scheint, als gälte es lange Versäumtes überreichlich nachzuholen. Alle diese nächtlichen Lokale schmücken sich nämlich mit Ausnahme wohl der „Fledermaus", die ruhig unter ihrem schönen deutschen Namen ihr nächtlich schwirrendes Dasein führt, mit gallischen Federn, die in Paris ausgefallen sind. Eines nennt sich „Casino de Paris", ein anderes „Bal Tabarin" und weckt damit Erinnerungen in dem Besucher, die gar nicht hierher passen. Nicht als ob es an der Donau in solchen Ballsälen oder „Häusern der fahrenden Frauen", wie man sie im Mittelalter nannte, nicht ebenso fröhlich und vornehmt zuginge als an der Seine. Im Gegenteil, der Aufenthalt von Offizieren in Uniform in diesen lustigen Tanzhäusern — eine Erscheinung, die dem Fremden zunächst auffällt — gibt diesen nächtlichen Assembleen der mit Recht und Unrecht so benannten „Lebewelt" von vornherein etwas besonders Aristokratisches, was den Ballhäusern in Paris und Berlin völlig fehlt. Und gerade weil diese für den Bummler und Fremden — darum schäme ich mich bei dieser für mich berechtigten Gelegenheit gar nicht, länger darüber zu reden! — geschaffenen Vergnügungsstätten in Wien etwas ganz Eigenes haben, sollte man sie nicht mit fremden Namen taufen. So wenig wie es einem einfallen würde, einen Böslauer Wein einen „Bordeaux" zu nennen. Selbst an historischen Namen für solche Freudenhäuser dürfte in Wien aus der Kaunitz-Zeit oder den Tagen des Kongresses und des „rasend gut" lebenden Gentz kein Mangel sein.

Das deutsche Angesicht der Stadt, das uns Fremden viel mehr an Wien in die Augen springt als ihr österreichisches Antlitz, unter dem ich mir nie etwas Rechtes vorstellen kann, dieses deutsche Angesicht haben für uns auch vor allem die Menschen, die dort wohnen. Wie in Paris passen hier Stadt und Leute zusammen. Das zusammengewürfelte, nur zum Zweck der Arbeit zusammengetriebene Wesen, das die Menschheit in der „Kolonistenstadt Berlin", wie Scheffler sie richtig genannt hat, bekommt, das fehlt den Wienern vollkommen. Die Liebe zu seiner Stadt und Heimat beseelt hier einen jeden, ob er nun dort geboren oder zugewandert ist. Mit Stolz wird man immerzu gefragt: „Nun? Wie gefällt es Ihnen bei uns?" Und die Antwort wird kaum abgewartet, weil man es für ganz unmöglich hält, daß einer einen abfälligen Bescheid geben könnte.

Neben dieser schönen Heimatsliebe, in die der ganze Patriotismus der zu Oesterreich gewordenen Wiener sich geflüchtet und gerettet hat, ist mir zunächst etwas an den deutschen Menschen dort aufgefallen, was man im übrigen Deutschland leider so selten findet. Ich möchte nicht den abgebrauchten Begriff „Wiener Kultur" wiederholen und variieren. Ich will bestens versuchen, hinter dieses Schlagwort zu kommen und zu ergründen, warum man es wohl mit Vorliebe seit Jahren auf die Menschen in Wien angewandt hat. Es liegt nicht an der besseren gelehrten Bildung des Volkes hier, denn der preußische Schulmeister ist es bekanntlich gewesen, der bei Sadowa gesiegt hat. Sondern es kommt wohl daher, weil der Wiener und sein Volk etwas besitzen, wofür wir im Deutschen nicht einmal ein rechtes Wort haben, so wenig kommt es bei uns vor: Ich meine „Grazie", und „Germanen mit Grazie" dieses bisherige Oxymoron, scheint mir das beste Beiwort für die Wiener zu sein.

Ich glaube, Wien wäre die einzige deutsche Stadt, wo romanisch gestimmte Deutsche leben könnten, wie etwa Nietzsche, den der Mangel an Grazie aus Sachsen und Germanien trieb. Diese Grazie spricht aus der genannten Art wie Stadt und Menschen hier zueinander passen, ebenso wie aus der Liebenswürdigkeit im Umgang, durch den der Wiener ebenso bekannt geworden ist wie der Berliner durch das Gegenteil.

Grazie klingt aus aller Kunst, die von Wien herkommt, aus dem anmutigen, mir unvergeßlichen Tanz der Schwestern Wiesenthal nicht minder als aus den Versen und Rhythmen seiner heutigen Dichter. Und weil man vieles erträgt, wenn es mit Anmut geschieht, so kann ich auch über die typisch österreichische Eigenschaft, wie Bauernfeld der Bissige sie nannte, über die „Schlamperei", die Gemächlichkeit, mich nicht so ärgern und erregen, wie es viele nach Wien verschlagene Leute getan haben und noch tun. Ja, wie es die Wiener selbst häufig machen. Denn ebenso wie sie ihre Stadt lieben, ebenso gern scheinen sie sich mit über sie und ihre Verwaltung zu mokieren, wie alte treue Eheleute, die sich, damit ihre Liebe nicht einrostet, mit Vorliebe zu necken pflegen. Besagte Schlamperei und das die Dinge gehen lassen, ohne sie fortwährend zu treiben, hat doch auch wieder etwas Angenehmes, Liebenswürdiges und Gemütliches an sich. Indem einem die Stadt Wien, in deren innerstem Bezirk eine elektrischen Bahnen fahren, nicht gleich mit einem ungestümen Rhythmus wie Berlin auf die Nerven fällt. Und zum anderen dadurch, daß man durch das ruhige Abwarten mancher Verhältnisse die ungeheure Wichtigkeit, welche die Stunde daraus macht, bald als Nichtigkeit begreifen lernt. Darum ist mir der eines Zeno würdige Wiener Ausdruck, den ich während meines kurzen Aufenthaltes dort so oft hörte: „Da kannst d' nix machen!" zur Dämpfung der Ungeduld fast lieb geworden. Man vergesse doch nicht, daß einer der Hauptgründer von Windobona ein Stoiker gewesen ist, ein gekrönter Anhänger jener philosophischen Schule, die da lehrte, daß der Mensch sich um die vorübergehenden Dinge auf Erden, den Schaum an der Oberfläche unseres Daseins, nicht unnötig anfregen und herumhetzen dürfe.

Von der „amoenen" Lage, die Marc Aurel seiner Stadt nachrühmt, konnte ich leider noch nicht viel genießen, da eben erst die Krokusblumen ihre bunten Köpfe durch das lichte Gras hindurchstießen und auf den Ringen nur noch wenige Bäume in dünne grüne Schleier gehüllt standen. Auch im Prater, in den ich hinausfuhr, dies weltbekannte, herrliche Vergnügen in splendid isolation genießend, roch es noch nicht nach Veilchen, sondern nur nach Farben, mit denen man im Märzsonnenschein die Buden und Kneipen und Kaffeehäuser in allen Nuancen des Grüns anstrichte. In den hohen, noch ganz schwarzen Bäumen um das Lusthaus krächzten die Raben und flatterten schwerflügelig um ihre dicken dürren Nester, die man im Sommer nicht sieht. Und ich dachte verwundert darüber nach, warum diese bunte wechselnde Stadt, die im plein air vor mir hinter dem Prater lag, heute noch nicht wie Paris ihre großen Maler und Schilderer gefunden hat, welche die Impressionen, die Luft und Natur hier mischen, auf die Leinwand bringen. So wie der jüngere Canaletto es im XVIII. Jahrhundert getan hat, dieser viel zu unbekannte Künstler, dessen Bilder von Wien und Schönbrunn im Hofmuseum nach meiner Meinung zu den größten Kunstschätzen Wiens, zu den besten Landschaften in der ganzen Welt überhaupt gehören.

Etwas an Kunsthunger, diesem edelsten Bedürfnis, schien mir das heutige Wien überhaupt gottlob wieder zu leiden. Es ist, als wenn die Operettenüberschwemmung der letzten Jahre wie steter Bonbongenuß dem gebildeten Volk dort den Magen etwas verdorben hätte. Man sehnt sich doch wohl wieder nach anderen besseren Freuden, die weniger süß als nahrhaft sind, und an denen man auf der problematischen Fahrt über das Ungewisse, die wir Leben nennen, wirklich etwas zu knabbern und zu verdauen hat. Und so sah ich schon manche „höhere Menschen", wie Zarathustra sehnsüchtig sagt, seufzend vor den Plakatsäulen stehen, auf denen Spielplan und Repertoire der Wiener Theater zu lesen war, das — es darf nicht verschwiegen werden! — durchweg noch viel leichter und schlechter als das der Berliner Bühnen ist.

Ich entsinne mich schließlich noch, daß ich im Prater lustwandelnd beschloß, meinen Dank für Wien und die freundliche Aufnahme, die man meinem Stück und mir dort entgegenbrachte, in ein paar schlichte Verse zu fassen. Aber da in dem ersten Vorfrühlingssonnenschein alle Bänke schon von Lyrikern und Sonntagsdichtern besetzt waren, stand ich lachend davon ab. Und man quittierte, als ich nach meinem letzten Vortrag in Wien dies erzählte, für meinen Versuch schon mit jener herzlichen Begeisterung dankend, die einen jeden aus dem nördlichen Deutschland Kommenden für immer an diese Stadt und ihre Menschen fesselt. Indessen habe ich hinterdrein versucht, meinen Dank für diese von der Charis angelächelte Stadt doch noch zu Papier zu bringen. In folgendem schmucklosen Sonett:

An Wien.

So wie der Muselmann den Blick gen Osten
Am Morgen, Mittag und am Abend wendet,
Wenn er sein Herz hin zum Propheten sendet
Und still dann weiterspäht an seinem Posten,

So schau' ich auch im Kampf, der mich umzittert,
Nach Osten oft in dankbaren Gedanken
An uns'res Volkes letzte starke Schranken:
Denk' ich an Wien, macht mich kein Haß verbittert.

Hier fand ich meiner Kunst den ersten Schutz
Und fühlte meine Hand wie oft gedrückt.
Der erste Beifall klang, der uns beglückt

Uns Mut und Freude gibt, dem Hohn zum Trutz.
So bittend, daß sie fernerhin mich dulden,
Bleib' ich auf ewig dieser Stadt verschulden.

Erlebnisse in Indien.

Von

Adalbert Grafen Sternberg,

Mitglied des Reichsrats.

Es war heiß, und der Staub der Reise klebte an meinem Körper. Ein Führer, der sich meiner sofort auf dem Bahnhof angenommen hatte, als ich in Delhi angekommen war, riet mir, zunächst das weltberühmte türkische Bad aufzusuchen. Ich befolgte seinen Rat und fuhr in einem Wagen, der einer Kiste auf Rädern glich, dahin.

Ich erwähne dies hier aus dem Grunde, weil die Art des Badens einen gewaltigen Unterschied zwischen Mohammedanern und Hindu offenbart. Dieser badet in heiligen Flüssen und Teichen, jener hat aus seiner Heimat das heiße Schwitzbad, das Hamam, überall verpflanzt, wohin er seinen Fuß gesetzt. Und während der

Acker leitete. Auf diese Weise fiel ihr in der Wirtschaft von selbst manche Entscheidung zu, die in anderen Höfen der Herr sich vorbehält. Thaddäus ließ sie lächelnd gewähren, nannte sie schäckernd seinen Feldwebel, war um so eifriger in der Leitung des Ganzen und fand Zeit zur Förderung allerhand ehrgeiziger Pläne, die seine Stellung in der Gemeinde betrafen.

An einem Sommersonntage, kurz nach der Ernte, saß er an dem kleinen Tische tief in der Fensternische, überschlug den mutmaßlichen Ertrag des Jahres und erging sich dann, zurückgelehnt dem Rauch seiner Pfeife nachschauend, in allerhand Hoffnungen, die aus seiner bunten, vielfältigen Vergangenheit herüberreichten und als traumhaft schöne Vollendungen in die ferne Zukunft hinaus spielten. Die Fenster standen offen. Aus den Ställen klang das Kettenklirren der Kühe und das dumpfe Gestampf der Pferde. Seine Frau wiegte leiser und leiser drüben an der Wand neben dem Ofen das Kind. Dann verstummte das Wiegen der Bettstatt und sie saß auch, die Hände auf dem Schoß gefaltet, und blickte versonnen auf den sonntagsstillen Hof hinaus. Der Knecht, dem sie einst auf dem Felde den Pflug entwunden hatte, strich feiernden Schrittes vorüber, stutzte ein wenig in die Stube hinein, pfiff den Anfang eines Liedes und schritt dann den Hausflur hin, die Stiege hinauf. Nach einigen Augenblicken erhob sich seine Frau auch. Er hörte sie im Nebenraum Schübe aufziehen und zurückstoßen, im Glasschrank unter den Tassen klirren und zuletzt durch die hintere Tür verschwinden. Nun war es so still in der großen, hohen Stube, daß Thaddäus die Fliegen gegen die Scheiben stoßen hörte. Das wohlige Sichverlieren in tausend Bildern wogte immer schattenhafter in ihm, und um sich des Einschlafens zu erwehren, aber immer noch traumhaft befangen, erhob er sich und ging, wie um dies glückvolle Hinschlummern nicht ganz zu zerreißen, mit leisen, langen Schritten umher. Kein Wille, keine Absicht führte ihn. So gelangte er über den Hausflur, die Stiege empor und befand sich, einem Nachtwandler nicht unähnlich, plötzlich auf dem Boden des Hauses im Dunkel. Da kam er mit leichtem Erschrecken zur Besinnung und fuhr, sich belächelnd, mit der Rechten über die Stirn. Rechts und links Kammern, weiterhin öffnete sich der enge Gang in einen großen Bodenraum, aus dessen Tiefe die runden Sonnenflecken kleiner Dachfenster blinzten.

Im Begriff stehend, die Füße zu wenden und zurückzukehen, hörte er irgendwo die Stimme seines jungen Weibes, die flüsternd und heiß bittend in das brünstige Murmeln eines Mannes hinein.

Eine erzen schmerzende Hand griff in seine Brust. Auf zitternden Beinen schleppte er sich vorwärts. Aber, nach wie viel Schritten wußte er nicht, plötzlich war es ihm, als wihere die ganze Luft um ihn, wie ein wild gewordenes Pferd, und dumpfes Krachen schlug über ihm ein. So sprang die Wut in ihm auf. Mit einem Satz war er an der Kammertür, riß aus einem Funkenwirbel den Knecht heraus, hob ihn in die Höhe und schmetterte ihn wortlos neben sich auf den Boden. Und als der Uebeltäter still und blutend vor ihm lag, senkte sich ein stieres, bleiches Licht vor ihm hin. In diesem kalten Scheine sah er sein Weib, in eine Ecke gekauert, zitternd und doch mit weiten, haßerfüllten Augen jede seiner Bewegungen verfolgen und indessen mit taumelnden Händen nach den Kleidern raffen, um ihren Körper zu bedecken.

Und wie Thaddäus nur eine Weile auf diesen Leib sah, der noch in der Glut der sündigen Lust zu kochen schien, senkte sich in das Leichenlicht auf Augenblicke ein roter Schleier und in sein Herz ein Gefühl, das halb Gier und halb Erbarmen war. Doch nur den Hauch eines Mundes lang zitterte dies Zurückfinken durch ihn. Dann trat er mit kaltem Schritt an sie heran, die in Erwartung des Furchtbaren, das jetzt über sie hereinbrechen mußte, hin an die Wand fiel und mit bleichem Gesicht und weiten Blicken des Schreckens ihr Strafgericht abwartete. Allein Frenzel brach ihr die Kleider aus der zusammengekrampften Hand, spie ihr mitten in die schönen, verzweifelten Augen hinein, verließ dann die Kammer und verschloß sorgfältig die Tür hinter sich.

Darauf schritt er gerecht über den scheinbar leblosen Knecht hinunter in seine Stube.

Mitten in der Nacht holte er die Ehebrecherin aus dem Gewahrsam und trieb sie mit Peitschenhieben vom Hofe. Er hatte ihr nichts gelassen als ihr Hemd und ihr Kind. Atemlos vor Zorn stand er endlich still und ließ die wimmernd Fliehende wie ein blasses Gespenst in der Finsternis untertauchen.

Dann ging er zurück, verschloß das Hoftor und warf den Schlüssel über die Mauer ins Feld hinaus. Seit diesem Tage verließ er den Hof nicht mehr. Schon nach wenigen Jahren nisteten sich Birken in die berstenden Mauern. Die Scheiben der Fenster zerbrachen. Das Dach zerlöcherte der Sturm. Türen und Tore sanken aus den Angeln. Um das Gehöft lag ein beklemmender Modergeruch, als sei es eine einzige verwesende Leiche. Thaddäus Frenzel saß im höchsten Zimmer, in jenem Raume, den er vor der Verheiratung bewohnt hatte, umgeben von der kargen Behaglichkeit seiner großen Hoffnung und stierte regungslos über den Märzbacher Kessel nach jenem Waldwinkel in Röderheide, wo noch immer die Hütte seiner Eltern, nun wie in glücklicher, wunschloser Armut, stand.

Es mochten an zwanzig Jahre vergangen sein. In einer von jenen Novembernächten, da der Herrgott Sternschnuppen wie eine funkelnde Saat durch den Himmel streut, kletterte der Unglückliche aufs Fenster und stürzte sich hinunter auf die Steinhalde des tiefen Abhanges.

Noch heute zeigen Märzbacher jene Stelle, an der dieser Mann des langen Hasses zerschmettert zu Tode kam. Blümchen, deren zarte Stengel im leisesten Windhauch beben, überziehen mit ihrem moosgrünen Geblätter die Steine und tragen unzählige flammenrunkle Blütensterne. Die Leute sagen, sie sind aus dem Blute des Selbstmörders gewachsen, und niemand wagt, ein Pflänzchen abzubrechen, um sich vor Unglück zu bewahren.

So zittert um die Pfoste der Erinnerung an diesen Armen noch heute der Feuersame, der einst sein Leben so hoch hob und so tief stürzte.